

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 15 (1911-1912)
Heft: 1

Artikel: Die Schwarzfuss-Indianer
Autor: Wagner, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661824>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

geblieben. Das sichert ihm die Liebe und Anhänglichkeit aller, die es besuchen!
Dr. W.

Die Schwarzfuß-Indianer.

Von Oskar Wagner, Friedenau bei Berlin.

„Ich schwöre Ew. Majestäten, daß es in der Welt kein besseres Volk gibt, als diese Indianer, feins, das wohlwollender, freundlicher und sanfter wäre. Sie lieben ihren Nächsten wie sich selbst und sprechen stets lächelnd!“ —

So lautete eine Stelle jenes denkwürdigen Briefes, den Kolumbus von Gua-na-hani aus, wo er zuerst den neuen Erdteil betrat, an den König und die Königin von Spanien richtete.

Forschungsreisende, die im verflossenen und jetzigen Jahrhundert die Indianerstämme, insbesondere jene Nordamerikas, aufgesucht und ihre Sitten und Gebräuche durch jahrelange Beobachtung kennen gelernt haben, wie G. Catlin aus Whoming — und in neuerer Zeit Mac-Clintock aus Pittsburg, bekennen sich mit Herz und Hand zu diesem Ausspruch des großen Entdeckers.

Catlin, ein Advokat, der sich durch Selbststudium zum Maler oerangebildet hatte, durchzog mit Pinsel und Palette die schier endlosen Prärien bis zu den Felsengebirgen der Rocky Mountains,

von dem unbezwinglichen Verlangen getrieben, den Überrest einer aussterbenden edlen Menschenrasse in Wort und Bild der Nachwelt zu überliefern — Mac-Clintock hatte ähnliche Beweggründe. Er brauchte aber die Kamera, „die große Medizin“. Beiden gelang es während einer langen Probezeit, in der sie unauffällig scharf beobachtet wurden, sich durch Treue und

Wahrheitsliebe das Vertrauen der Indianerstämme zu gewinnen. Mac-Clintock fühlte sich bei den „Schwarzfüßen“ besonders heimisch. Er erlernte ihre Sprache und wurde von ihrem Ober-



Abb. 1. Schwarzfuß-Indianerin. Nach einer Zeichnung Catlins.



Abb. 2. Der Häuptling der Schwarzfuß-Indianer.
Nach einer Zeichnung Catlins.

priester, Propheten und Häuptling, „dem tollen Wolf“, adoptiert und seiner blonden Haare und blauen Augen wegen „Ape-étschen“, das weiße Wiesel, genannt.

Die Sit-si-fa-oas stammen von den Algonkins ab, und ihre Niederlassungen befinden sich im Staate Montana am Fuße der wilden Rocky Mountains, wo unter den wilden Büffelherden noch nicht so mörderisch ausgeräumt worden ist, wie leider in anderen Teilen Nordamerikas. Da die heimatische fruchtbare Erde die Mokassins der Indianer schwarz färbte, nannten sie sich Sit-si-fa-oas, d. i. „Schwarz f u h e“, und nicht (wie die Weißen fälschlich übersetzten) „Schwarz f ü ß e“. Sie sind von mittlerer Größe, mit stark gewölbter Brust. Ihre Gesichtszüge haben etwas

Semitisches und erinnern, trotz des fehlenden Bartes, an die Patriarchen des Alten Testaments. Der Bart wird, wenn er vereinzelt zum Vorschein kommt, sofort mit Muschelschalen beseitigt.

Die Frauen (Abb. 1), wenig schön und Sklavinnen ihrer Männer, verrichten alle häuslichen Arbeiten, gerben und bemalen die Büffelhäute und erweisen sich in allen Handarbeiten als geschickte und verständige Wesen, denen ein freundliches, durchaus gesittetes Betragen nachgerühmt wird. Ihre Mokassins, auch die ihrer Männer, verfertigen sie aus Hirschleder, die Kleidung, vor allem den Mantel, aus Büffelhaut, die sie mit Stachelschweinestacheln verzieren und reich bemalen. Ein solcher Mantel bildet nächst dem Kopfschmuck die Hauptzierde eines Häuptling. — Auch in der Zubereitung der Mahleiten verdienen die Frauen berechtigtes Lob. Ihr Hauptgericht und das des ganzen Stammes ist der Bem-i-kan aus Büffelfleisch und Knochenmark. Während die Männer speisen, sitzen die Frauen abseits und vollziehen schweigend die Befehle ihrer Gebieter. Nach dem Essen greift der Häuptling (Abb. 2) nach der ein und einen halben Meter langen Pfeife, deren Kopf aus Speckstein geformt, dessen Fundort geheiligt ist, reinigt und stopft sie mit Tabak, mischt etwas Biberfett darunter und bestreut die obere Schicht mit getrocknetem Büffelmist, um sie leichter in Brand setzen

zu können. Dann erscheinen andere Häuptlinge und Krieger zur Beratung; und die Pfeife wird im Kreise herumgereicht. Der Kopfsputz eines Häuptlings wird aus Federn des Kriegsadlers oder des Raben und aus Hermelfellen hergestellt, der Bogen aus den Hörnern des Bergschafes oder den Kinnbackenknochen des Kottfisches. Er ist eine sichere Waffe in den Händen des Besitzers, der von Jugend auf seine Handhabung geübt hat. Der Köcher besteht aus Panther- oder Biberfell, die Pfeile aus Rohr, die Pfeilspitzen, die meist vergiftet sind, aus Knochen oder aus Stahlspitzen, die von den Pelzhändlern im Tauschhandel geliefert werden. Eine vier Meter lange Lanze, ein Schild von Büffelfell, mit Leim aus den Hufen des Büffels durchtränkt und gehärtet, vervollständigen die Ausrüstung eines Schwarzfußindianers, der auf seinem Bronko, einem kleinen, halbwilden Pferde der Prärie, als ein furchtbarer Gegner betrachtet werden muß.

Die verschiedenen Indianerstämme Nordamerikas kennen keinen Wechsel der Mode! So verschieden ihre Sprache, so einheitlich ist die Tracht. Der Hauptgrund liegt wohl darin, daß, wenn sie den Kriegspfad betreten, die erbeuteten Kleider der Feinde in den Besitz der Sieger übergehen.

! Der Weiße verachtet die Bemalung des indianischen Körpers und dessen Kopfszier und sieht im Indianer einen Wilden mit rohen Instinkten. Wohl mit Unrecht! Warum trägt der Indianer seinen Kopfsputz aus



Abb. 3. Der Medizinmann oder Krankheitsbeschwörer der Schwarzfuß-Indianer. Nach einer Zeichnung Catlins.

Federn? Jede Feder bezeichnet einen bezwungenen Feind, jeder Strich der roten Bemalung geht über eine Narbe und verdeckt sie. Und das Salben mit Bärenfett von Kopf zu Fuß schützt die Haut vor Moskito-
stichen und zum Teil auch vor Erkältung in dem rauhen Klima. Lungen- und Halsentzündungen treten indes doch zuweilen auf. Der davon Be-
fallene liegt flagelos auf seinem Lager und harret in Ergebung auf das Erscheinen des Medizinmannes und seiner Stammesgenossen. Endlich erscheint der Krankheitsbeschwörer (Abb. 3) — und zwar in dem wunder-
lichsten Aufputz, den man sich denken kann. Er steckt in einem Bärenfell, behangen mit allerlei Getier, Zauberwurzeln und sonstigem Kram, schwingt seine Rassel, vollführt damit einen greulichen Lärm und heult seine Zauberformeln, die die Heilung des Kranken bezwecken sollen. Will es einmal der Zufall, daß das wirklich geschieht, so steigt der wundertätige Medizinmann auf eine Anhöhe und prahlt mit seinen Zaubermitteln, die unfehlbar wirken. Tritt aber der Tod des Kranken ein, so wirft der Medizinmann die Maske aside, klagt mit den Leidtragenden um die Wette, tröstet die Hinterbliebenen mit der Versicherung: es sei der Wille des großen Geistes, daß der Kranke sterbe — gegen den Willen des großen Geistes aber müsse jeder Zauber — und sei er noch so mächtig, zurück-
weichen. Die naiven Naturmenschen glauben ihm das aufs Wort, und sein Ruhm als großer Medizinmann bleibt ungeschmälert. „Medizin“ bedeutet „Geheimnis“, nicht nur bei den Schwarzfüßen, sondern bei allen Indianerstämmen, nur hat jeder Stamm ein besonderes Wort dafür. Jeder trägt einen Medizinbeutel oder ein Amulett auf der Brust, um den Hals oder an einem nicht sichtbaren Teil der Kleidung. Die Medi-
zinbündel bergen die geweihten Kleider und Felle des Tieres, das der Besitzer vormals im Traum erblickte. Mit dieser Sitte hat es folgende Bewandnis: Sobald „ein werdender Krieger“ den Knabenjahren ent-
wachsen ist, entfernt er sich aus dem väterlichen Wigwam auf eine Woche, um „seine Medizin zu suchen“. G. Catlin erläutert dies dahin: „Er legt sich an einem entfernten, einsamen Orte auf die Erde, ruft den großen Geist an und fastet während dieser ganzen Zeit. Schläft er in dieser Zeit der Enthaltensamkeit und Gefahr ein, so wird das erste Tier, von dem er träumt oder vielleicht geträumt zu haben vorgibt, sei es ein Säugetier, ein Vogel oder ein Reptil, als das Wesen betrachtet, das der große Geist zu seinem geheimnisvollen Beschützer für das ganze Leben bestimmt hat. Er kehrt sodann in seines Vaters Zelt zurück, erzählt seinen Erfolg, und nachdem er seinen Durst und Hunger gestillt, begibt er sich mit Waffen und Fallen hinweg, bis er das ihm bestimmte Tier erlegt hat, dessen Haut er ganz aufbewahrt, sie nach Gefallen verziert und sie als „glückbringend“, wie er sagt, lebenslänglich bei sich trägt. Sie verleiht ihm Stärke im Kampf und wird bei seinem Tode mit ihm beerdigt als sein schützender Genius, der ihn sicher in die schönen Jagdgesilde leitet, die in der andern Welt seiner warten.“ Verliert ein Si-si-ta-oa seinen Medizinbeutel, so wird er ebenso verachtet, als wenn er ihn verkauft oder verschenkt hätte. Er kann die Schmach nur tilgen, wenn er im Kampf einen Feind erlegt und sich dessen Medizinbeutel aneignet.

Mac-Clintock's Adoptivvater, „der tolle Wolf“, besaß ein Medizin-
bündel, in dem sich geweihte Wiberfelle und Festtagskleider befanden. Der

alte Häuptling erzählte seinem Adoptivsohn ausführlich den Ursprung der Vibermedizin, ebenso die Legende vom Menschen „Narbengesicht“, dem Sohn des Morgensterns und einer indischen Jungfrau. Narbengesicht oder Poia, der Prophet, fand den Pfad zum Sonnengott, kehrte zur Erde zurück, und lehrte seine Stammesgenossen die Anbetung der Sonne! Als seine Aufgabe erfüllt war, nahm ihn der große Geist wieder zu sich in den Himmel.

Das Fest der Sonnenanbetung oder des „Sonnentanzes“ ist das heiligste und größte aller Feste der Si-si-fa-oas. Zu diesen Feierlichkeiten strömen alle benachbarten Stämme, auch feindliche, in Scharen herbei. Die Sioux (spr. Suhs) reiten im vollen Kriegsschmuck, in ihren prächtigsten Gewändern in das Lager ein und zwar mit Gesang — einem Spottlied, des Inhalts:

„O, ihr Schwarzfüße!
Wie ahmt ihr den Weißen nach!
Armseelig sind eure Waffen —
Eure Kinder erbärmlich und schlecht.“

In der Mitte des Lagerplatzes steht das Zelt des großen Häuptlings, das Sonnenzelt, mit einer Sonne bemalt. Kreisförmig erheben sich die andern Zelte, die je nach der Benennung jedes einzelnen mit Malereien geschmückt sind. Die Wetterpropheten Mas-te-pini und Stierkind schwingen ihre Adlerflügel, der erstere, um die Wolken davon zu jagen, der letztere, um den Sturm heran zu holen, Blitz, Donner, und Regen heraufbeschwörend.

Der große Häuptling und seine Frau treten nach langem Fasten und Beten aus dem Zelt, in den geweihten Kleidern aus dem heiligen Bündel. Zu ihnen gesellen sich jene Frauen, die Gelöbnisse machen wollen. Sie beten und halten die geweihten Speisen empor.

Dann folgt die „Aufrichtung des Mittelpfostens“ der großen Laubhütte, durch die Krieger. Dabei wird eine Hymne gesungen und zwar von mehreren hundert Stimmen, die, wie Mac-Clintock erzählt, einen gewaltigen Eindruck hinterläßt.

Von hohem Interesse sind die Auslassungen G. Catlins über jene Gebräuche. Er sagt unter anderem:

„Die Si-si-fa-oas haben gleich anderen Indianerstämmen Nordamerikas vieles mit den Juden gemein. Die Kopfform, sowie viele ihrer Gebräuche haben mir die Überzeugung aufgedrängt, daß einige jener alten Stämme, die auf vielfache Weise und zu verschiedenen Zeiten von den Christen vertrieben wurden, nach Amerika gekommen sind, wo sie unter den Indianern lebten, und sich mit indianischen Weibern verheirateten, bis sie endlich unter der größeren Zahl verschwanden und nichts von ihnen übrig blieb, als der bestimmte Charakter, den sie der indianischen Rasse aufprägte, und diejenigen Gebräuche, die die Wilden von ihnen annahmen und bis auf die Gegenwart beibehalten haben. Ich gewann diese Überzeugung durch die Beobachtung sehr vieler Gebräuche, die entschieden jüdischen Ursprungs und zum Teil so eigentümlich sind, daß es fast unmöglich und jedenfalls höchst unwahrscheinlich ist, daß zwei voneinander getrennte und im Naturzustande lebende Völker dieselben Gebräuche annehmen und sie genau auf die nämliche Weise ausüben sollten. Ihre Feste, Fasten und Opfer haben außerordentlich viel Ähnlichkeit mit denen des Volkes Gottes.“

Mehrere Stämme haben ein Fest, das genau dem jüdischen Passahfeste, ein anderes, das dem Laubbüttenfeste gleicht, wobei sie die ersten Früchte und das beste von allen Dingen opfern, wie es bei dem Sünd- und Versöhnungsopfer der Juden geschah."

Nach Beendigung der Feierlichkeiten, die mehrere Tage in Anspruch nahmen, wird das Laubbüttenzelt abgetragen, und die benachbarten Stämme

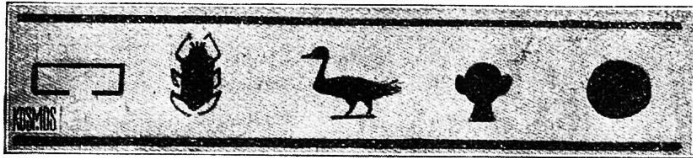


Abb. 4. Ägyptische Hieroglyphen. Von links nach rechts: Haus, Käfer, Gans, Gesicht, Sonne.

kehren in ihre Niederlassungen zurück. Die Sioux umreiten noch einmal den Lagerplatz und entfernen sich dann unter Absingen eines Kriegsliedes. Die Häuptlinge der Sit-si-ka-oas versammeln sich im Zelt ihres

großen Oberpriesters, des tollen Wolfes, die Erlebnisse werden besprochen und die früherer Tage wieder aufgefrischt.

Unterdessen bereiten die Frauen die Mahlzeiten, besorgen das Hauswesen und die Kinder, und sorgen für das Vieh.

Es ist erstaunlich, wie die sonst „schwere Stunde“ der Frau, die Niederkunft, hier leicht von staten geht. Der Säugling wird dann auf ein Bett gebunden und überall bei der Arbeit mit herumgeschleppt.

So sehr auch die Frau als „Lasttier“ erscheint, so wenig empfindet sie die Unterdrückung. Sie lebt nur ihrem Gatten zu Gefallen, sorgt für seine Bequemlichkeit und erfreut ihn durch Bemalung seiner Lieblingsgegenstände.

Es gibt Künstlerinnen unter diesen Frauen, die ein beachtenswertes Zeichentalent entwickeln. Man hat auch von einer Art Bilderschrift gesprochen, ähnlich der Hieroglyphenschrift der alten Ägypter, doch sind die Ergebnisse der Forscher nach dieser Richtung hin ziemlich belanglos gewesen.

Die gebräuchlichsten Hieroglyphen (Abb. 4) bestehen aus zirka 500 Bildern natürlicher Gegenstände. Davon sind 24 Zeichen für die Konsonanten; die Vokale bleiben, wie in den alten semitischen Schriftarten, unbezeichnet.

Oft steht hinter den Buchstaben das Bild des betreffenden Gegenstandes als nähere Bestimmung, wie Haus, Käfer, Gans, Gesicht, Sonne und so weiter.

Man vergleiche nun den Brief eines Indianers an einen Pelzhändler (Abb. 5) mit einer hieroglyphischen Inschrift. Das Kreuz des Indianerbriefes bedeutet: „Ich will tauschen oder handeln.“ Die übrigen Zeichen besagen: „Ich will 30 Biberfelle und eine Flinte gegen die Felle der zur Rechten des Kreuzes abgebildeten drei Tiere geben!“

Es ist schade um die Schwarzfufindianer! Auch sie sind im Aussterben begriffen, wie ihr herrliches Jagdtier, der Büffel. Noch einige Stämme

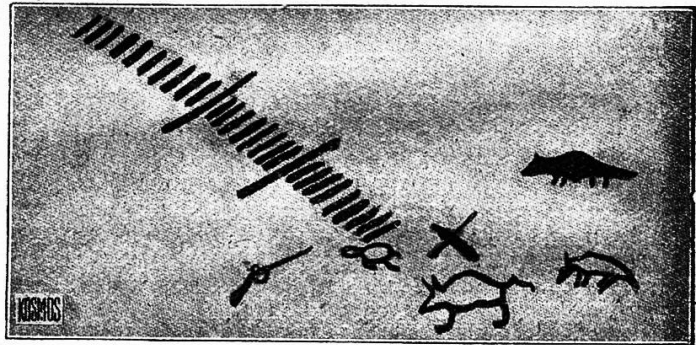


Abb. 5. Brief eines Indianers an einen Pelzhändler.

der Sit-si-fa-oas leben am Fuße der Felsengebirge oder Rocky Mountains in all ihrer Ursprünglichkeit und Kraft — verschont bisher von den Seuchen, die die Weißen in ihr Land geschleppt, verschont vom verderblichen Feuerwasser. Indes — auch ihre Tage sind gezählt — und sie eilen, um in ihrer bilderreichen Sprache zu reden, schnell gegen Sonnenuntergang hin zu den Schatten ihrer Väter.

Die Dorfkinder.

Kinder! unter euch bin ich aufgewachsen. Euer Lachen, euer Weinen war die Musik, die meine Kindheit wiegte. Ihr seid mir heute noch das Sinnbild jener Zeit der Unschuld, jener Paradiesesgärten. Wenn ich euch sehe, möchte ich euch befragen, wie es doch war damals, so lange her. Ich tauche meine Blicke in eure klaren Augen, um mir jenes Land in die Erinnerung zu rufen, jenes Reich, wo einst auch ich wandelte, ohne es zu wissen, ohne zu sinnen, ohne zu denken. Euer Lachen, — euer Singen, Kinder, sind noch unzusammenhängende Töne jener verrauschten Melodien, Nachwehen jener ersten Lebensklänge.

An Sommerabenden öffne ich das Fenster, und eure Stimmen mischen sich in das Zirpen der Grillen, das Zwitschern der Vögel, das Plätschern des Springbrunnens. Ihr spielt dann versteckens. „Chooo“ tönt es herauf zu mir, und ein Jubelgeschrei verkündet das Auffinden euer Gespielen. Was ruft ihr: „Chooo“. Soll ich kommen? Es führt ja kein Weg zurück ins Kinderland. O spottet nicht! Dennoch ruft ihr mich herüber mit eurem fernverhallenden „Chooo“.

Gestern sangt ihr den Ringelreihen. Ihr sangt ganz falsch, ein echter Musiker wäre davon gelaufen. Ich hörte zu und mußte lachen. Ich habe mitten in traurigen Gedanken gelacht.

Wenn ich heimkomme von meinen Besorgungen und Beschäftigungen und langsam durch die dämmernden Straßen schlendre, schau' ich euch zu, wie ihr mit den Kugeln spielt, auf dem Erdboden natürlich. Ihr seht mich nicht, ihr habt jetzt keine Zeit. Ihr ereifert euch wie die Großen und spielt, als hänge alles Lebensglück davon ab. So war es auch damals. Ich habe immer verloren, ich mußte mir immer neue Kugeln kaufen. Ich möchte auch noch einmal versuchen, ob ich's noch könnte. Darf ich noch einmal mitspielen, Kinder? Nur einmal, bitte, bitte. Doch, ich vergesse, die Zeiten sind vorbei und ihr begreift mich nicht.

„Schokolade gibt's heute.“ Auf den Schlag kommen meine kleinen Gäste. Keiner fehlt und keiner kommt zu spät. So was Gutes gibt's nicht alle Tage, gelt Kinder? Nur der Hansli schreit, weil er sich fürchtet vor den fremden Gesichtern und weil er zur Mutter möchte. Da ist der Toni